

ASTRID TÖPFNER

Wir
sind für die
Ewigkeit
BERÜHRUNG



TEIL 1

1976

KAPITEL 1

Ein Brief, der keine Ruhe lässt

Barcelona, Januar 1976

Die Gedanken an den Brief in ihrer Schürzentasche waren schwer und verführerisch zugleich, genau wie der Duft der frisch angelieferten roten Rosen. Schwer und verführerisch. Ein Parfüm, das einem den Magen verdrehte, so stark war es, und dennoch zum Träumen einlud. Lucía zählte mit einer Hand die Blumen in der Kiste und griff mit der anderen in die Tasche. Der Brief war zerknittert vom ständigen Herumtragen, vom Öffnen und Zusammenfalten, vom Streicheln ihrer Sehnsucht und dem Zittern ihrer Zweifel.

Nun war Agustín also wieder da, zurückgekehrt aus seinem Exil in Kuba, verheiratet und mit Kindern. Das war aus dem Brief hervorgegangen, den Guadalupe, die alte Haushälterin seiner Familie, ihr gezeigt hatte, als sie sich vor etwas mehr als drei Jahren auf die Suche nach ihm gemacht hatte. Dennoch wollte er sie sehen? War das eine gute Idee?, fragte sich Lucía und strich über die samtgweichen Blütenkelche. War es gut, alte Wunden wieder zu öffnen, oder war es sogar notwendig, damit sie endlich heilen konnten? Vielleicht sollte sie den Brief einfach zerreißen, wegwerfen, vergessen. Das

Land stand nach Francos Tod endlich vor einem Neuanfang. Wieso also nicht auch sie? Altes endgültig hinter sich lassen und sich nur noch auf das Hier und Jetzt und allenfalls die Zukunft konzentrieren.

»Lucía?« Sie zuckte zusammen und rammte sich dabei einen Dorn in die Fingerkuppe. »Ich habe fertig gezählt«, sagte Raquel. »Es sind wieder nur achtundneunzig. Und bei Ihnen?«

Lucía steckte sich den Finger in den Mund und schüttelte den Kopf. »Ich ... ich habe mich verzählt.« So unauffällig wie möglich zog sie ihre Hand aus der Schürzentasche und beugte sich tief über die duftende Kiste. Eins, zwei, drei, zählte sie die Knospen, fünfundzwanzig, sechsundzwanzig, ganz vorsichtig, Lage um Lage.

»Haben Sie schon wieder von Ihrem Verehrer geträumt?«, unterbrach Raquel ihre Konzentration und lachte. »Ich habe doch gesehen, wie Sie lächelnd ins Leere gestarrt haben.«

»Auch hier fehlen drei Rosen«, sagte Lucía steif, ohne auf Raquels Kommentar einzugehen. »Ich werde mit dem neuen Lieferanten ein ernstes Wörtchen reden müssen. Es kann nicht sein, dass er uns jede Woche übers Ohr haut.«

Hatte sie wirklich gelächelt? Raquel hatte sie in den vergangenen paar Wochen einige Male dabei erwischt, wie sie den Brief gelesen hatte oder ihn auch einfach nur angestarrt, gestreichelt oder daran gerochen hatte, ratlos, wie sie darauf reagieren sollte. Es war ihr jedes Mal peinlich gewesen, aber bis heute hatte Raquel nie ein Wort darüber verloren.

Sie war ein gutes Mädchen, ihre Angestellte. Sie kümmerte sich fast allein um den Laden hier an der

Meridiana, während Lucía selbst weiterhin von Dienstag bis Sonntag den Blumenstand auf der Rambla am Laufen hielt. Beides gehörte seit eineinhalb Jahren ihr, seit sie es von der ehemaligen Besitzerin und ihrem Sohn abgekauft hatte, mit dem Geld, das ihr nach dem Verkauf des Häuschens in Cadaqués als Luís' Witwe zugestanden hatte. Genau seit so vielen Monaten arbeitete Raquel für sie. Sie liebte Blumen, sie packte an, selbstständig und verantwortlich. Aber über Privates hatten sie sich selten ausgetauscht; sie wusste über die junge Frau nur das, was sie als ihre Arbeitgeberin wissen musste. Dabei war Raquel die Person, die sie neben Luz am meisten sah. In den fünf Jahren, die sie nun bereits in Barcelona lebte, hatte sie immer nur gearbeitet, gearbeitet, gearbeitet, ohne Pause, ohne Ende. Zeit, Freundschaften zu schließen, richtige Freunde zu finden, denen man sich anvertrauen konnte, hatte sie keine gehabt. Nur selten störte sie dieser Umstand, aber jetzt zerrte etwas schmerhaft in ihr; es war der Wunsch, nicht mehr allein zu sein mit den Hoffnungen und Zweifeln, die dieser Brief in ihrer Schürzentasche auslöste.

»Er ist nicht von einem Verehrer«, sagte sie deswegen, immer noch zögerlich und sehr leise, und schlängelte die Arme um den Oberkörper. Es war empfindlich kühl im Lagerraum. »Er ist von meinem ehemaligen Verlobten.«

Langsam ließ Raquel die Kiste mit den Rosen, die sie eben hochgehoben hatte, wieder sinken, und runzelte die Stirn, als ob sie nicht so recht wüsste, was sie mit dieser plötzlichen Offenbarung anfangen sollte.

»Sie waren verlobt, bevor Sie Ihren vor Kurzem verstorbenen Mann geheiratet haben, Sie haben eine Tochter, die fast so alt ist wie ich – wie lange ist das dann her? Vierzig Jahre?« Sie lachte wieder; diese Zahl musste sich in ihren Ohren absurd anhören und doch war sie fast korrekt.

»Siebenunddreißig Jahre«, sagte Lucía und genoss den verblüfften Ausdruck auf Raquels Gesicht. »Und alles, was damals zwischen ihm und mir passiert ist, prägt mein Leben bis heute.« Sie nahm den Brief heraus, drehte ihn unschlüssig zwischen den Fingern, faltete ihn auseinander und wieder zusammen. Lesen musste sie ihn nicht, sie kannte alle Wörter auswendig, nur die zwischen den Zeilen, die wollten sich ihr einfach nicht offenbaren.

»Vielleicht ... vielleicht benötige ich einen Ratsschlag.«

»Von mir?« Die junge Frau sah erstaunt auf, blickte auf ihre Armbanduhr, dann zu den Rosen, sie zögerte kurz, aber dann obsiegte die Neugier. »Wir haben noch ein bisschen Zeit, bis ich öffne. Wollen wir hinaufgehen und einen warmen Tee trinken?«

»Entschuldigen Sie die Unordentlichkeit, ich bin keine sonderlich gute Hausfrau«, sagte Raquel und lachte wieder, ziemlich unbekümmert. Die Wohnung lag direkt über dem Blumenladen und war im Kaufpreis inbegriffen gewesen; es war sogar eine Bedingung gewesen, sie zu kaufen, denn die vorherige Besitzerin hatte alles auf einmal loswerden wollen. Keine halben Sachen. Kurz nach ihrer Einstellung hatte Raquel das Angebot, oben einzuziehen, dankend angenommen. Sie war alleinstehend, obwohl sie auf die Dreißig

zuging, und nein, sie war keine allzu gute Hausfrau, das stand fest. Die Wohnung war viel zu groß für sie allein, aber selbst im Wohnzimmer, das Lucía nun betrat, standen nur zwei Stühle und ein kleiner Tisch, ein abgewetzter Teppich bedeckte einen Teil des Bodens und es gab keinen Lampenschirm an der Glühbirne, die von der Decke baumelte.

»Ich bin wirklich selten hier«, entschuldigte sich Raquel nun doch ein bisschen verlegen und öffnete das Fenster einen Spalt breit, aber Lucía winkte ab und setzte sich vorsichtig auf den Stuhl. Er wackelte nur ein bisschen. Solange Raquel den Laden gut in Schuss hielt, war es ihr egal, wie es hier oben aussah.

»Agustín heißt er«, sagte sie, als Raquel ein paar Minuten später zwei dampfende Tassen auf den Tisch stellte. Sofort erfüllte der beruhigende Duft der Pfefferminze den Raum und schlichtete die Unruhe in Lucías Innerem. »Welches Datum haben wir heute?«, fragte sie.

»Den 26. Januar.«

»Dann ist es sogar fast auf den Tag genau siebenunddreißig Jahre her, seit Agustín und ich uns sozusagen in die Arme gelaufen sind. Auf einer staubigen Straße zwischen Barcelona und Frankreich, auf der Flucht vor Francos Nationalisten. Ich hatte soeben meinen Bruder aus den Augen verloren, meine Mutter war bei einem Luftangriff ums Leben gekommen. Er hat mich aufgefangen an jenem Tag ...« Sie sah ihn noch genau vor sich, diesen einen Moment, in dem sie in seine nebelgrauen Augen geblickt hatte, darin versinken wollte. Heute wusste sie – sie war darin versunken und hatte nie wieder den Ausweg gefunden.

»Er hat mich gerettet, aber unsere Liebe stand von vornherein unter keinem guten Stern. Wir dachten, wir wären für die Ewigkeit, wir wären füreinander bestimmt. Aber das Leben hatte andere Pläne.« Und so erzählte sie ein bisschen, nur Auszüge ihres Lebens, denn alles musste die junge Frau nicht wissen. Sie erzählte vom Lager und Agustíns Verschwinden, aber nicht von Felicidad, erzählte von ihrer Zeit auf dem Weingut in Frankreich, aber nicht von ihrer Beziehung zu Teresa und Serge und der *Résistance*, sie erzählte von ihrer Rückkehr nach Spanien, ihrem Namenswechsel und ihrer Ankunft in Cadaqués.

»Ich dachte, ich hätte endlich das Glück gefunden mit meinem Mann und unseren beiden Söhnen. Aber dann wurde Luís festgenommen, weil er mit seinem Fischerboot Widerstandskämpfer übers Meer nach Spanien eingeschleust hat.«

»Was für wahnsinnige Zeiten das gewesen sein mussten«, murmelte Raquel.

Lucía hatte befürchtet, zu weit ausgeholt zu haben, die junge Frau zu langweilen, aber sie sah einen Hauch von Bewunderung auf ihrem Gesicht. Dabei hatte das einzige Bewundernswerte doch darin bestanden, zu überleben.

»Agustín arbeitete mittlerweile bei der *Guardia Civil*, warum, würde dieses Gespräch sprengen. Aber er wurde erneut zu meinem Retter. Er sorgte dafür, dass die Anklage gegen Luís fallen gelassen wurde. Danach jedoch verließ er Spanien und kam erst vor Kurzem wieder aus seinem Exil zurück. Ich habe ihn also seit dreiundzwanzig Jahren nicht gesehen.« Sie ließ wieder ein paar wichtige Details

aus, und sie erkannte an Raquels gerunzelter Stirn, dass sie aus dem Schluss nicht ganz schlau wurde. Lucías Kehle war trocken, selbst ein Schluck Tee half nichts. Die jungen Leute heutzutage waren nicht ganz so verbohrt wie die ältere Generation, aber dennoch ...

»Luz ist seine Tochter«, murmelte sie in ihre Tasse hinein, und als Raquel schwieg, schob sie hinterher: »Es war natürlich moralisch falsch, meinen Mann zu betrügen, noch dazu, während er in einer Zelle saß ...«

»Ach, über Moral lässt sich streiten«, unterbrach Raquel sie. »Ich finde es eher verwerflich, dass Sie dafür ins Gefängnis hätten kommen können, Ihr Mann aber nicht, hätte er das Gleiche getan.«

Lucía stellte die Tasse auf den Tisch. Vielleicht war die Tatsache, dass Luís sie nicht angezeigt hatte, einem kleinen Rest an Gefühlen ihr gegenüber geschuldet gewesen, die ihre Handlungen nicht hatten zerstören können. Dass er in den Jahren vor seinem Tod eine Affäre mit Carmencita unterhalten hatte, behielt sie lieber für sich.

»Nun ...«, sagte sie stattdessen, räusperte sich, aber die Nervosität steckte eckig in ihrer Kehle. »Agustín weiß es nicht. Er weiß nicht, dass Luz seine Tochter ist.«

»Und damit wollen Sie ihn nun überraschen? Nach dreiundzwanzig Jahren?«

Lucía konnte keinen Vorwurf in Raquels Stimme hören, aber das schlechte Gewissen war dennoch da. »Hat er nicht das Recht, es zu erfahren?« Besonders, nachdem er Felicidad niemals kennenlernen würde? Oder war es doch egoistisch von ihr, seinen

Familienfrieden mit dem Staub zu beschmutzen, den die Nachricht aufwirbeln würde?

»Das Problem ist nur ...«

Erneut unterbrach Raquel sie, bevor Lucía das nicht ganz unwichtige Detail liefern konnte, dass Agustín mittlerweile natürlich seine eigene Familie gegründet hatte.

»Lucía, ich bitte Sie! Sie sind eine gestandene Frau, Sie führen ein Geschäft, sind selbstständig und unabhängig.« Raquel schob ihren Stuhl zurück und er hob sich, marschierte auf und ab. »Ich für meinen Teil werde mich niemals freiwillig unter die Bevormundung eines Mannes stellen, solange ich dadurch meine Freiheiten verliere! Lieber verzichte ich auf die Liebe.« Abrupt blieb sie stehen und stach mit dem Zeigefinger in die Luft. »Wir Frauen müssen unser Schicksal selbst in die Hand nehmen und für unsere Rechte einstehen. Sie haben es nicht nötig, einem Mann hinterherzulaufen, der Sie vor einem Vierteljahrhundert geschwängert hat.«

»Aber wir haben uns geliebt ...«, wandte Lucía zaghaft ein und fühlte sich wie ein gescholtenes Schulmädchen.

Raquel verschränkte die Arme vor der Brust. Durch das geöffnete Fenster hörte Lucía, wie jemand gegen die geschlossene Glastür des Ladens klopfte.

»Kundschaft«, ermahnte sie Raquel, die sofort aufsprang.

»Ich komme, einen Moment bitte«, rief sie hinunter, schloss das Fenster und blieb trotz der Eile noch einmal vor Lucía stehen. »Sie lieben ihn also immer noch. Aber was ist mit ihm?«

Und irgendwie hatte Lucía das Gefühl, dass ihre Zweifel durch das Gespräch nicht kleiner, sondern eher größer geworden waren.

Von allen Wintermonaten war Februar der unangenehmste, fand Lucía. Die letzte Milde vergangener Herbsttage, die oft noch bis Jahresende in der Luft lag, hatte sich komplett verflüchtigt, und die ersten Frühlingsgrüße würden noch bis März auf sich warten lassen. Wie ein Fluss ergoss sich die graue, feuchte Luft vom Meer über die lang gestreckte Rambla und hinein in die Gassen der Altstadt Barcelonas, legte sich mit klammem Griff um Beine und Finger, sog jegliche Wärme aus den Knochen und die Lautstärke aus den Geräuschen des Alltags. Das Zwitschern der Vögel in ihren Käfigen im oberen Abschnitt der Rambla, der Verkehr, der um sie herum rauschte, selbst ihre eigenen Gedanken blieb dumpf und zähflüssig. An Tagen wie diesen beneidete Lucía die Kastanienverkäufer um ihre Öfen.

Sie stampfte leicht mit den Füßen, links, rechts, links, rechts, als ob sie damit die Kälte aus ihren Schuhen verscheuchen könnte, und zollte insgeheim ihrer Vorgängerin Respekt, die über dreißig Jahre tagein, tagaus hier bei Hitze wie Kälte ihre Blumen feilgehalten hatte. An den meisten Tagen liebte sie ihren Stand, aber manchmal, immer öfter, fühlte er sich an wie ein Klotz an ihrem Bein. In dreißig Jahre würde sie ganz bestimmt nicht mehr hier stehen.

Dick eingemummt zogen die Passanten an ihrem Blumenstand vorbei, den Blick nur nach vorn gerichtet, um so schnell wie möglich ihr Ziel zu erreichen. Es war kein Tag, der zum Bummeln und

Geld ausgeben einlud. Seufzend ordnete Lucía die roten Rosen in ihrem Eimer. Auch diese Woche hatte der Lieferant wieder zwei weniger geliefert, als sie bezahlt hatte, und nur gelacht, als sie ihn mit dem Vorwurf konfrontierte. Nächsten Montag würde sie ihn die Blumen selbst zählen lassen, vor ihren Augen. Was dachte er, er könnte sie übervorteilen, nur weil sie Frauen waren?

Um sie herum erwachte das Leben aus seinem gedämpften Zustand, als irgendwo weiter oben ein Hupkonzert einsetzte. Ein Schwarm Stare stob zeternd aus den kahlen Ästen der Platanen empor, die die Rambla links und rechts säumten, und die Menschen hoben die Köpfe. Der Verkehr musste weiter oben abgeschnitten worden sein, denn die Straße war leer von Autos und Bussen, aber als Lucía sich ein wenig reckte, erkannte sie zwischen den anderen Blumenständen bereits erste Demonstranten mit ihren Schildern, und mit jedem Meter, den sich die Menge näherte, schälten sich ihre Rufe aus dem Lärm der ungeduldigen Autofahrer heraus. Lucía schob die Brille den Nasenrücken hoch.

»*Libertad, amnistía y autonomía!* Freiheit, Amnestie und Autonomie!«, skandierten die Teilnehmer, und zu Lucías Erstaunen trugen einige von ihnen sogar die eigentlich noch verbotene katalanische Flagge wie einen Umhang um sich geschlungen. Die Polizei würde nicht lange auf sich warten lassen. Immer mehr Menschen quollen aus den Gassen und schlossen sich der Demonstration an, immer breiter wurde der Strom, bis er auf die Fußgängerzone, die zwischen den beiden Straßen verlief, überschwappte. Spätestens jetzt, das wusste

Lucía, war der Tag gelaufen, und sie konnte froh sein, wenn sich der eine oder andere Teilnehmer beim Vorbeigehen nicht einfach an ihren Blumen bedienen würde. Missmutig begann sie, die vordersten Eimer ins Innere des Standes zu ziehen.

»Lucía!«

Sie sah hoch. »Manuel, wie schön, Sie zu sehen«, begrüßte sie ihren Stammkunden.

»Sie werden doch nicht schon schließen? Es ist erst Mittag!«

Lucía wies mit dem Kopf auf die Menge. *Freiheit für Katalonien*, las sie auf einem Pappschild, *Demokratie, aber jetzt*, auf einem anderen. »Niemand kauft, wenn demonstriert wird. Ist ja gut, dass die Menschen für ein neues Spanien auf die Straße gehen, aber meine Einnahmen leiden darunter. Heute die Unabhängigkeitsbewegung, letzte Woche die streikenden Hafenarbeiter, davor die Zeitungsschaffenden, die endlich Pressefreiheit wollen.« Sie seufzte und rieb die Hände aneinander, um sie zu wärmen.

Manuel hingegen lachte freundlich, sodass die Pockennarben in seinem Gesicht aussahen wie Grübchen. In den bestimmt drei Jahren, in denen er regelmäßig bei ihr Blumen kaufte, hatte sie ihn fast nie traurig oder verstimmt gesehen. Fast nie.

»Ich sehe schon«, sagte er, »ich muss von nun an zweimal die Woche bei Ihnen vorbeischauen. Meine Frau wird sich freuen; die Farben tun ihr gut.«

»Wie geht es ihr denn?«, fragte Lucía, bedacht darauf, nicht allzu viel Mitleid in ihre Stimme zu legen, aber dennoch zog ein kurzer Schatten über

Manuels Gesicht, so kurz, dass er selbst ihn wahrscheinlich nicht einmal wahrgenommen hatte.

»Ich würde gern sagen, es ginge ihr besser, aber ich befürchte ... Aber es wird schon werden, sie wird sich fangen. Alles eine Frage der Zeit.« Schon lächelte er wieder.

»Richten Sie Ihr schöne Grüße aus. Bringen Sie sie doch einmal mit, damit ich sie kennenlernen kann!« Sie nahm sechs Rosen aus deren Eimer, die, die kurz davor waren, zu erblühen, steckte ein paar zartrosafarbene Ranunkeln dazu und etwas Schleierkraut. Nach einem kurzen Zögern steckte sie noch eine siebte Rose dazu, kostenlos. Stammkunden musste man eben pflegen.

»Früher«, sagte Manuel und musste die Stimme heben, um gegen den Lärm um sie herum anzukommen, »da wäre sie an solchen Manifestationen mitmarschiert, wissen Sie. Ganz vorn. Aber heute ...« In der Ferne heulten Polizeisirenen. »Heute vermeidet sie es nach Möglichkeit, unter Leute zu gehen. Die Grüße richte ich natürlich gern aus.« Er reichte ihr das Geld, roch einmal an den Blumen und neigte in einer anerkennenden Geste den Kopf.

»Kommen Sie gut nach Hause, Manuel«, sagte Lucía im Hinblick auf die bevorstehende Konfrontation zwischen Demonstranten und *Guardia Civil*, aber er lächelte beruhigend und tippte mit dem Finger an seinen Hut.

»Ach übrigens«, sagte er, schon im Davongehen begriffen. »Die neue Frisur steht Ihnen ganz hervorragend.« Dann schlängelte er sich durch die Menge, die mittlerweile unruhig wogte wie das Meer bei Sturm, den Blumenstrauß hoch über seinen Kopf

haltend, damit das Geschenk für seine Frau keinen Schaden nahm.

Verlegen befingerte Lucía ihre Haare, die immer noch etwas steif waren von den stinkenden chemischen Produkten und der Hitze der Trockenhaube. Was für ein freundlicher, sanfter Mann, dachte Lucía erneut. Seine Frau konnte sich wahrlich glücklich schätzen. Und bevor sie sich davon abhalten konnte, tastete sie nach dem Brief in ihrer Schürzentasche. Ob Agustín die Frisur wohl auch gefallen würde? Ob er sie überhaupt jemals zu Gesicht bekommen würde?, fragte sie sich eine Sekunde später, aber bevor sie darauf endlich eine Antwort suchen konnte, brandeten irgendwo die Straße aufwärts die Wellen der erregten Menge gegen die Mauer der Ordnungshüter, die Demonstranten rannten auseinander, der Eimer mit den Nelken wurde umgestoßen, die Gladiolen folgten, und Lucía fluchte und rettete, was sie retten konnte, ohne selbst mitgerissen zu werden.

KAPITEL 2

Das Kind ohne Namen

Barcelona, Februar 1976

Das Kind schrie. Schon wieder. Oder immer noch. Felicidad schlug die Hände vor ihr Gesicht, dann presste sie sie auf ihre Ohren. In dem Moment öffnete sich die Eingangstür und Manuel schob sich hinein, einen großen Blumenstrauß vor sich her tragend. War denn schon wieder Freitag?

»Oscar!«, rief er; das Mitleid in seiner Stimme gehörte seinem Sohn, der Vorwurf darin hingegen war an sie gerichtet. Sie sollte aufstehen, um ihm die Blumen abzunehmen, aber wenn sie in den letzten drei Stunden keine Kraft dazu gehabt hatte, wie sollte sie sie jetzt mobilisieren?

»Verdammtd, Felicidad!« Etwas sehr unsanft legte er den Strauß auf den Tisch und stellte die Aktentasche mit Nachdruck daneben, dann hob er das Kind aus dem Laufgitter, das für den fast eineinhalbjährigen Jungen eigentlich viel zu klein war. Fingerte ein Taschentuch aus seiner Manteltasche und wischte ihm Tränen und Rotz aus dem roten Gesicht.

Felicidad schloss die Augen. Sie schämte sich. Sie schämte sich dafür, dass es ihr egal war. Was war sie doch für eine schlechte Mutter! Und ohne dass sie es verhindern konnte, weinte sie bereits wieder. Als

wäre sie selbst das Kleinkind, rollte sie sich auf dem Sofa zusammen, hörte, wie Manuel dem Jungen beruhigende Worte ins Ohr murmelte, hörte seine Schritte, die ihn wiegten. Das Schluchzen verebbte langsam, wie es das immer tat, wenn er sich um das Kind kümmerte, während es bei ihr einfach nie aufhören wollte, zu schreien. Immerzu schrie es, weinte es, greinte es, sie würde am liebsten einfach davonlaufen, aber nicht einmal dazu konnte sie sich aufraffen.

Als sie die Augen öffnete, saß Manuel ihr gegenüber im Sessel, den daumennuckelnden Jungen auf dem Schoß.

»Wann hat er gegessen?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Elsa kam wie immer am Mittag.«

»Und wo ist sie jetzt?«

»Ich habe sie nach Hause geschickt. Er war eingeschlafen und ich dachte ... ich dachte wirklich, ich würde es schon schaffen, wenn er aufwacht. Ich wollte, Manuel!«

Vorsichtig, so unendlich liebevoll, wie nur er es sein konnte, nahm er dem Kind den Daumen aus dem Mund und stellte es auf den Boden. »Los, Oscar, lauf zu *mamá*.« Das Kind schaute zu ihm hoch, dann drängte es sich an sein Bein, umklammerte es.

»*Papá*.« Noch einmal gab Manuel ihm einen Schubs in die richtige Richtung, aber der Junge schüttelte vehement den Kopf. »*Mamá no*.«

Wahrscheinlich müsste die Ablehnung schmerzen, aber Felicidad war einfach nur erleichtert. Mühsam richtete sie sich auf. Ihr Kopf schmerzte. Wenn sie doch wenigstens schlafen könnte.

»Na dann komm, mein Großer«, gurrte Manuel, nahm seinen Sohn bei der Hand. Er lächelte selig, während das Kind neben ihm her tapste. »Setz dich wieder brav hierher und bau einen tollen Turm für *papá, vale*, in Ordnung?« Und wie könnte es auch anders sein? Ohne einen Laut des Protestes setzte sich der Junge in sein Laufgitter und begann zu spielen.

Manuel zog endlich seinen Mantel aus, hängte ihn sorgfältig neben dem Eingang auf, schlüpfte aus den Schuhen, stellte sie ordentlich hin. Felicidad fuhr sich langsam mit den Fingernägeln über den Unterarm, rauf, runter, rauf, runter, während Manuel eine Vase aus dem Schrank holte, Wasser einfüllte und die Blumen hineinstellte. Erst jetzt nahm sie bewusst den betörenden Rosenduft wahr.

»Sie sind wunderschön. Wie immer. Danke.«

Manuel stellte die Vase zu der, in der der Strauß von letzter Woche bereits welkte. Sie hätte mal die Stiele schneiden sollen. Hoffentlich hatte Elsa wenigstens das Wasser gewechselt.

»Felicidad.« Erschöpft von den paar Gedanken sah sie zu ihm hoch. »Ich habe eine Haushaltshilfe eingestellt, damit sie dir hilft, solange du nicht allein mit Oscar zurechtkommst. Nicht, damit du sie nach Hause schickst. Das geht so nicht!«

»Ich dachte, ich schaffe es«, wiederholte Felicidad, was sie zuvor gesagt hatte. Wenn das Kind schlief, sah es so friedlich aus, so ruhig. Manchmal saß sie neben seinem Bettchen und betrachtete es, mit dem brennenden Wunsch, über seine seidigzarten Wangen zu streicheln. Aber der Wunsch wurde sofort

von der Angst erstickt, dass es dann aufwachen und losshreien könnte.

»Ich möchte den Jungen so gern lieben, Manuel, ich wollte, ich könnte es!« Sie glaubte, in diesen elenden Tränen zu ersticken. Kaum machte sie den Mund auf, liefen sie ihr bereits wieder übers Gesicht. »Aber er ist mir so ... fremd«, flüsterte sie.

»Oscar. Sein Name ist Oscar! Du nennst dein Kind nie bei seinem Namen, es wundert mich nicht, dass er dir fremd bleibt. Sechzehn Monate ist Oscar nun schon alt!« Manuel schlug sichtlich frustriert mit der Faust auf sein Knie.

Sie schämte sich auch so sehr dafür, ihn dermaßen zu enttäuschen, nach allem, was passiert war.

»Ich versuche, Verständnis für deinen Zustand aufzubringen, aber der Arzt meinte, diese ... diese Wochenbettdepression würde höchstens ein paar Monate dauern. Schau dich doch an, Felicidad! Ich erkenne dich nicht wieder! Wo ist die Kämpferin geblieben? Jegliche Hilfe lehnst du ab, lässt dich komplett gehen. Du treibst wie ein Eisberg durch ein Meer aus Selbstmitleid, blind und kalt. Du wolltest eine Familie haben – wir sind hier, direkt vor dir, aber du siehst uns nicht.«

Die Vorwürfe schmerzten. Sie wollte ruhig und sachlich bleiben, ihm erklären, dass es doch das Kind war, dass sie ablehnte, dass sie sehr wohl kämpfte, nämlich gegen ihre Schuldgefühle, aber der Eisberg in ihr kippte einfach um und löste eine Flutwelle aus.

»Es tut mir leid«, heulte sie, so laut und plötzlich, dass das Kind vor Schreck wahrscheinlich anfing zu plärren. »Es tut mir so leid. Ich dachte ... er würde mich vervollständigen, aber ... ich bin immer noch ...

so leer. Ich dachte ... ich wäre genug, aber ...« Sie schlug sich die Hände vors Gesicht, konnte Manuel nicht in die Augen schauen, rollte sich wieder auf dem Sofa zusammen, ein Fötus im Bauch seiner Mutter.

Sie spürte, wie Manuel sich neben sie setzte, er zog sie wieder hoch, sie wollte nicht, sie verdiente ihn nicht, was für eine schreckliche Frau und Mutter sie doch war! Wann war sie so schwach geworden, dass sie jeden Tag aufs Neue zerbrach? Sie konnte sich nicht wehren, und so fand sie sich in seinen Armen wieder, fest an seine Brust gedrückt, spürte sein Herz rasen und hörte, wie er beruhigende Worte in ihr Ohr murmelte, ohne sie zu verstehen. Wieso fragte sie sich überhaupt, warum das Kind sich bei ihm so rasch beruhigte? Es war einfach seine Wärme, seine Liebe zu ihnen, die aus jeder seiner Poren drang. Sie kuschelte sich enger an ihn, und so rasch, wie sie aufgebraust war, fiel sie wieder zurück in ihren Zustand der Gleichgültigkeit. Nur dass sie sich ein klein wenig leichter fühlte als zuvor.

»*Mi amor*, mein Schatz«, sagte Manuel nun lauter, strich ihr sanft über den Kopf. »Du bist genug. Das warst du schon immer. Du musst es nur selbst erkennen.«

Da lag er falsch. Jedes Mal, wenn sie dachte, endlich ganz zu sein, merkte sie früher oder später, dass immer noch Teile fehlten.

»Vielleicht würde es dir auch guttun, an die frische Luft zu gehen. Du gehst kaum vor die Tür, höchstens in den Garten. Schau mal.« Er zeigte zum Strauß. »Die Blumenverkäuferin richtet dir jede Woche liebe Grüße aus. Lass uns doch am

Sonntag über die Rambla spazieren, dann lernst du sie kennen. Und Oscar hätte bestimmt einen Riesenspaß, wenn wir unten am Meer die Boote beobachten.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht raus.« Nicht mit dem Kind.

»Aber warum nicht? Wovor hast du Angst? Aitor ist keine Gefahr mehr für dich.«

Abermals schüttelte sie den Kopf. »Ich bin einfach ...« ... zu müde, zu erschöpft, zu beschämmt, ja, zu beschämmt. Jeder auf der Straße würde ihr ansehen, dass sie nicht für ihr Kind sorgen konnte. Wollte.

»Bitte, Felicidad.« Er flüsterte wieder, und als er sie ein wenig von sich weghielt, damit er ihr ins Gesicht schauen konnte, sah sie, dass er weinte. »Ich kann so nicht weitermachen. Du musst wieder zum Arzt. Du musst deine Tabletten nehmen. Oscar braucht dich. Ich brauche dich, verstehst du? Ich bin nichts und niemand ohne dich. Wenn du es schon nicht für unser Kind tun kannst, dann wenigstens für mich. Wir wollten glücklich sein, erinnerst du dich nicht?«

Bei ihrer Hochzeit hatte es Rosenblätter geregnet. Sie hatten betörend nach einer verheißungsvollen Zukunft geduftet. Im Wohnzimmer roch es nun genau wie damals. Felicidad schloss die Augen. Vielleicht ...

KAPITEL 3

Der lange Weg nach Hause

Valls, Februar 1976

Lucía stand vor dem Haus, in dem Agustín lebte. Vielleicht lebte, denn vielleicht war er ja auch schon weitergezogen. Hatte sich eine eigene Bleibe gesucht für seine Familie. Sie hatte sich nicht angemeldet. Vielmehr war es ein spontaner Entschluss gewesen, heute, an ihrem freien Montag, in den Zug nach Tarragona zu steigen und von dort ins Landesinnere ins Dörfchen Valls zu fahren, dieselbe Strecke, die sie vor etwas mehr als drei Jahren zurückgelegt hatte, voller naiver Hoffnung, dass sie Agustín wiedersehen würde und sie dort weitermachen könnten, wo sie zwanzig Jahre zuvor aufgehört hatten. Die Hoffnung war dahin; nie würde es wieder werden wie früher.

Und dennoch hatte er ihr geschrieben. Und dennoch hatte sie dem Sog seiner Worte schließlich nachgegeben. Sie konnte immer noch umkehren. Stattdessen trat sie auf die Tür zu, schloss für ein paar Sekunden die Augen, lauschte den dunklen Klängen eines Streichinstruments, das irgendwo im Inneren gespielt wurde. Dann klingelte sie. Das Spiel endete abrupt.

»Guadalupe!« Lucía erkannte sofort die herrische Stimme von Agustíns Bruder. Ihr Herz stolperte so

unregelmäßig in ihrer Brust, dass sie kaum atmen konnte und sich an der Wand abstützen musste.

Die Musik setzte wieder ein, die ersten tiefen Noten vibrierten wie Lucías Nerven. Es musste ein Cello sein, dachte sie, vielleicht spielte Agustíns Bruder oder dessen Frau – war er überhaupt verheiratet? Sie wusste es nicht. War es vielleicht Agustíns Frau? Die Tür öffnete sich.

»Ja bitte?«, krächzte die kleine, in schwarz gekleidete Haushälterin, dann flackerte Erkennen über ihr faltiges Gesicht und sie lächelte. »Mercedes. Endlich.«

»Ich hatte Sie früher erwartet«, sagte Guadalupe und nahm ihr den Mantel ab. Lucía schwieg, was sollte sie darauf schon antworten? Ausgestopfte Tierköpfe beobachteten jeden ihrer Schritte, während die Haushälterin sie durch die Halle mit der für katalanische Steinhäuser typischen gewölbten Decken geleitete. Düstere Landschaften in dicken Goldrahmen säumten die Wände. Lucía rief sich in Erinnerung, was Agustín ihr damals mit vor Scham gepresster Stimme offenbart hatte, als sie sich in jenem kleinen Arbeitszimmer in der Kaserne der *Guardia Civil* in Figueras gegenübergestanden hatten: dass sein Vater als Textilfabrikant im Krieg und unter Franco zu großem Vermögen gelangt war.

»Wer ist es?« Agustíns Bruder erschien am oberen Ende der Treppe.

»Besuch für Ihren Bruder«, antwortete Guadalupe knapp.

»Für Agustín?« Es klang sehr ungläubig, ganz als ob sie die erste Person seit seiner Rückkehr wäre, die

nach ihm fragte. Dann drehte er sich um, murmelte etwas Unverständliches und schlug laut gegen eine Tür. »Kannst du endlich mit dem verdammten Ge-fiedel aufhören!«, schimpfte er, und das Cellospiel endete mit einem quietschenden Ton.

»Esteban ist leicht reizbar«, erklärte Guadalupe unnötigerweise und führte sie zu einer geschlossenen Tür. »Er hat gern seine Ruhe.« Dann klopft sie an, es klang wie ein Geheimzeichen, zweimal schnell, Pause, zweimal schnell, und bevor Lucía sich dagegen wappnen konnte, hörte sie seine Stimme.

»Ja, Guadalupe?«, hörte sie, und auf einmal wurde ihr Herz ganz schwer und ihr Kopf ganz leicht.

Sie spürte, wie Guadalupe eine Hand auf ihren Arm legte, sie hörte ihre schlurfenden Schritte, die sich entfernten, aber sie stand einfach nur da und konnte sich nicht bewegen; sie wollte, aber sie konnte nicht, und wenn sie gekonnt hätte, wusste sie nicht mit Sicherheit, ob sie eingetreten oder davongerannt wäre.

Hinter der Tür war es still, als ob Agustín die Luft anhalten würde. Als ob er sie spüren könnte. Spürte er sie? Ihr Name stand schon in seinem Herzen geschrieben, bevor er sie getroffen hatte, das hatte er ihr am Strand von Argelès gesagt, das hatte er ihr geschrieben. So viele Jahre waren seitdem vergangen. Klopft sein Herz gerade im Takt ihres Namens? Sie hörte ihn sich räuspern, aber es klang ungeduldig, nicht erwartungsvoll, und sie zuckte zurück. Hinter ihr trampelte der reizbare Esteban die Treppe herunter. Instinktiv streckte sich ihr Arm aus, ganz ohne ihr Zutun, die Hand legte sich auf die Türklinke, drückte sie hinunter und Lucía schlüpfte in den Raum.

Dort saß er, in einem großen Sessel aus dunklem Leder, eine Zeitung auf dem Schoß, und starre sie an, als wäre sie eine Erscheinung, die er zwar gerufen, aber mit deren Auftauchen er nicht gerechnet hatte. Und sie starre zurück, und als wäre nicht fast ein Vierteljahrhundert seit ihrer letzten Begegnung vergangen, spürte sie augenblicklich die Verbundenheit, die sich wie eine warme Umarmung um sie legte, ihr rasendes Herz beruhigte und den engen Griff um ihren Hals lockerte. Es war, als hätte sie nach langer Zeit endlich nach Hause gefunden.

»Mercè«, flüsterte Agustín. Die Zeitung fiel raschelnd zu Boden, als er aufstand. In drei langen Schritten durchmaß er den Raum, stoppte abrupt und schüttelte mit einem ungläubigen Ausdruck auf dem Gesicht den Kopf, aber noch bevor er etwas sagen konnte, überwand Lucía den letzten Meter, der noch zwischen ihnen lag, und warf sich in seine Arme.

»Du hast dich nicht verändert«, sagte Agustín, als sie beide in den Ledersesseln Platz genommen hatten. »Keine einzige graue Strähne. Jung und schön wie eh und je.«

Verlegen strich sich Lucía über die frisch gefärbten Haare und stupste die Brille an ihren Platz. Agustíns Haupt war durchzogen von Silber, und sie fand, dass man ihm jedes seiner vierundfünfzig Jahre ansah. Früher hatte sie sein Gesicht und jeden seiner Ausdrücke auswendig gekannt, aber die Falten hatten neue Linien, neue Grenzen gezogen, und sie sahen nicht aus, als stammten sie von vielen fröhlichen Stunden. Die Wärme in diesen grauen

Iriden, die sie bei ihrer allerersten Begegnung noch getröstet hatte, war schon beim letzten Mal einer tiefen Melancholie gewichen, aber nun wallte ein nebelverhangener Schmerz in seinem Blick, der Lucía zu Tränen rührte. Und dennoch lächelte er; er lächelte, fand sie, wie ihre Kinder früher gelächelt hatten, als sie etwas lang Verlorenes unerwarteterweise wiedergefunden hatten. Selig.

Dann wurde er von einer Sekunde auf die andere ernst. »Führst du also immer noch das Hotel in Cadaqués?« Das musste er ja annehmen, hatte er doch seinen Brief dorthin geschickt und ganz offensichtlich hatte sie ihn erhalten. Er schlug das rechte Bein über das linke und lehnte sich im Sessel zurück. Ein vorwitziger Sonnenstrahl fiel durch das Fenster und beleuchtete die Bücherwand hinter ihm, irgendwo im Haus erklangen rasche Schritte, ganz normales Leben, aber sie saßen sich nach all der Zeit endlich gegenüber und konversierten, als wären sie nichts als alte Freunde. Waren sie nicht mehr als das? Agustín wippte mit dem rechten Fuß, auf und ab, auf und ab, langsam. Sie wollte, sie könnte ihre Hand darauflegen. Sie wollte, sie könnte ihn berühren und hatte doch Angst vor seiner Reaktion.

»Nein«, antwortete sie auf seine Frage und versuchte, ihrer Stimme einen festen, lockeren Klang zu geben. »Mein ältester Sohn hat es übernommen. Ich ... ich lebe in Barcelona. Luís ... mein Mann, er ist vor zwei Jahren gestorben.« Alles andere brauchte er nicht zu wissen. Vorerst.

Nichts an Agustíns Pose änderte sich, aber sie bemerkte sehr wohl, wie er ganz langsam und sachte die Luft ausstieß. Erleichtert, irgendwie.

»Das tut mir sehr leid.«

Sie nickte bedächtig. »Deine Frau und Kinder sind wohllauf?«

Das Wippen stoppte. Er stellte beide Füße auf den Boden, Halt suchend. »Meine Frau ...«

»*Señorita* Celia!«, unterbrach ihn ein erboster Ausruf.

Agustín sprang auf, ging raschen Schrittes zur Tür und öffnete sie mit einem Ruck. Lucía lehnte sich in ihrem Sessel ein wenig vor. Guadalupe stand im dunklen Gang mit einem Tablett in den Händen, daneben ein der Größe nach zu schließen junges Mädchen, von dem Lucía nur den Rücken sah.

»Es tut mir leid, Agustín. Ich wollte Ihnen etwas zu trinken bringen und habe sie beim Lauschen erwischt.« Mit den Worten trat sie in die Bibliothek und stieß die Tür mit dem Ellbogen etwas zu, und Agustín senkte seine Stimme, sodass Lucía nurmehr ein erst vorwurfsvolles, dann flehendes Murmeln vernahm.

»Seine Tochter?«, fragte sie die Haushälterin.

Guadalupe seufzte leise, stellte routiniert eine Kaffeekanne und zwei Tassen mit Unterteller und Löffel, ein Zuckerschälchen und ein Milchkännchen auf den Tisch zwischen den Sesseln. Dann verschwand sie in Lucías totem Winkel, öffnete einen quietschenden Schrank und stellte kurz darauf eine Flasche neben das Geschirr.

»Brandy. Können Sie vielleicht brauchen.« Damit hob sie das leere Tablett hoch, blieb noch einen Augenblick wie unentschlossen vor Lucía stehen. »Schwieriges Kind«, murmelte sie, dann verließ sie das Zimmer, genau in dem Moment, in dem

Agustín wieder eintrat, mit dem sichtlich unwilligen Mädchen im Schlepptau.

»Mercedes.« Lucía stand auf. »Das ist meine Tochter Celia. Celia, das ist eine alte Bekannte von mir, Mercedes.«

Lucía streckte dem Kind ihre Hand hin. »*Encantada*, freut mich sehr«, sagte sie und hoffte, dass die Überraschung ihre Stimme nicht allzu sehr zittern ließ. Das Mädchen musste zehn Jahre alt sein, elf vielleicht, trug eine keckere Kurzhaarfrisur und ihre Haut hatte die Farbe von dunklen Zimtstangen. Es erwiderte Lucías Begrüßung nicht, versteckte seine Hände hinter dem Rücken und starrte an ihr vorbei. Lucía nahm ihre Hand wieder zurück.

»Celia! Begrüße unseren Gast!«, polterte Agustín scharf.

Lucía zuckte unangenehm berührt zusammen, aber seine Tochter verzog keine Miene. Fast keine, abgesehen von diesem feinen Zug um die Mundwinkel. Würde sie schlecht von dem Mädchen denken wollen, würde sie es Verachtung nennen.

»Bitte, ist schon gut«, versuchte Lucía zu beschwichtigen, und bevor Agustín reagieren konnte, duckte sich Celia unter seinem Griff hindurch, rannte zur Tür und knallte sie hinter sich zu. Schwieriges Kind, hatte Guadalupe gesagt, und ja, dieser erste Eindruck gab ihr recht. Agustín stand immer noch am selben Fleck, aber anstelle von väterlichem Zorn oder vielleicht Scham für Celias Benehmen vermeinte Lucía einfach nur Ratlosigkeit in seinem Gesicht zu erkennen.

»Vielleicht sollte ich besser gehen«, sagte sie leise. Sie hätte nicht kommen sollen. Nicht vor drei Jahren und nicht heute.

»Nein. Bitte bleib.« Endlich löste sich Agustín aus seiner Starre und ließ sich schwer in den Sessel fallen. Nach einem letzten Moment des Zögerns setzte sich auch Lucía wieder, griff nach der Kanne, um sich zu beschäftigen, während sie auf die Antwort ihrer Frage wartete, die sie vor fünf Minuten gestellt hatte. Der herrliche Duft des starken Gebräus erfüllte den Raum. Sie zeigte fragend auf die Brandyflasche, und als Agustín nickte, goss sie einen großzügigen Schluck in seinen schwarzen Kaffee. Gedämpft erklang von Neuem das Cellospiel, das vorhin von Esteban so abrupt unterbrochen worden war. Die Melodie tanzte sanft wie Frühlingsregen durch die Luft, so traurig, dass Lucía unwillkürlich eine Gänsehaut über den Körper lief.

»Celia«, sagte Agustín und wies nach oben. »Seit dem Tod ihrer Mutter spricht sie nicht mehr.« Seine Stimme kratzte ein wenig, und wie, als wollte er sich selbst vor diesen Worten schützen, zog er die Schultern hoch. Bevor Lucía die Information verdauen und ihr Beileid aussprechen konnte, fuhr er fort: »Spielt nur noch Cello, tagein, tagaus. Es ist, als würde sie so mit ihr kommunizieren.«

»Sie spielt wunderschön.«

Aber Agustín schien sie nicht zu hören. »Sie bestraft mich, weil sie mir die Schuld gibt an Catalinas Tod. Und irgendwie hat sie recht.«

»Was ist geschehen, Agustín? Was hast du getan?«

Er nahm die Tasse in die Hand, schwenkte die dunkle Flüssigkeit und starrte hinein, als ob er

vielleicht darauf wartete, dass die Bilder seiner Erinnerung darin erscheinen würden. Er starrte und starrte und sah dabei sehr unwillig aus. Dann trank er das Kaffee-Brandygemisch in zwei langen Schlucken aus, obwohl es immer noch viel zu heiß dafür sein musste, und stellte die Tasse mit Nachdruck auf ihren Unterteller.

»Wir mussten Kuba verlassen. Wir hätten es bereits viel früher tun sollen, als die *Freedom Flights* noch durchgeführt wurden.«

»Die was?«

»Während einiger Jahre finanzierte Amerika regelmäßige Flüge nach Miami, sie nannten sie *Freedom Flights*, heuchlerisch wie sie sind, die Amis. Verhängen eine Blockade gegen eine Regierung, als ob sie nicht wüssten, dass es immer das Volk ist, das leidet, nie die Herrscher. Und dann treten sie als die edlen Retter auf.« Er winkte müde ab. »Egal. Handelsembargo, Kalter Krieg, das Regime. Schon wieder ein Diktator, Mercedes ... Die Menschen hungerten und viele lebten in Angst. Andersdenkende wurden verhaftet, Intellektuelle, Homosexuelle, Künstler. Catalina war eine wundervolle Sängerin, sehr beliebt, aber ein bisschen zu meinungsbildend. Und ich hatte meine eigenen, persönlichen Probleme mit Fidel. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten wir Kuba in einem dieser Flugzeuge verlassen, aber sie hing trotz allem an ihrer Heimat. Wir beide wissen ja, wie das ist, nicht wahr?« Lucía nickte langsam. Ja, das wussten sie. »Und dann«, fuhr Agustín fort, »dann wurden die Flüge ausgesetzt. Gestrichen. Wir saßen auf der Insel fest, während sich die Schlinge immer weiter zuzog.«

»Welche Schlinge, Agustín?«, fragte Lucía flüsternd, aber er winkte wieder ab.

»Das tut jetzt nichts zur Sache. Tatsache war, ich wollte weg. Ich wollte, dass meine Mädchen in einem Land leben konnten, in dem sie frei ihre Meinungen äußern durften. Und dafür habe ich Catalina die Pistole auf die Brust gesetzt. Mit ihr oder ohne sie, ich würde mit den Kindern über das Meer nach Miami fliehen. Es hat ihr das Herz gebrochen.«

Lucía ahnte, was passiert war, aber ihr Mund war zu trocken, um ihn zu unterbrechen, um ihm die Last zu nehmen, die Worte auszusprechen.

»Wir waren zu zehnt in dem Boot. Um uns herum nichts als Wasser, tagelang. Als wir eines Morgens aufwachten, war sie einfach nicht mehr da. Nicht mehr da«, wiederholte er murmelnd und seufzte tief, als ob die Erinnerung daran ihn selbst in die Tiefe ziehen würde. Die Sonne schien ihm nun direkt ins Gesicht, aber er schloss die Augen nicht. »Seit dem Tag spricht Celia nicht mehr.«

Das Licht schien durch ihn hindurch, ganz eigen-tümlich, als wäre er ein leeres Glasgefäß. Als würde er sich darin auflösen, im Licht. Er war da, aber nicht präsent. Betroffen sah Lucía weg. Jeder Mensch ging anders um mit Wunden und Verlusten und Schmerz. Manche brüteten dunkel wie tiefste Meeres-schluchten darüber, andere tanzten ein grelles Rot. Agustín hingegen war durchsichtig geworden.

»Was ist mit deinen anderen beiden Kindern?«, fragte Lucía. Sie wollte einen Schluck Kaffee trin-ken, um ihre Kehle zu befeuchten, aber ihre Hände zitterten so stark, dass sie die Tasse klierend wieder absetzte.

»Als der Zeitpunkt kam, an dem ersichtlich wurde, dass Franco nicht mehr lange leben würde, beschloss ich, nach Spanien zurückzukehren. Nach Hause. Egal wie sehr man sich bemüht, einen Baum auszureißen, ein Teil der Wurzeln bleibt immer in der Erde. Aber meine Töchter hatten sich in der kubanischen Gemeinde Miamis eingelebt. Araceli, die älteste, hatte ein Stipendium an der Universität erhalten, und Ricarda, die mittlere, hatte eine Anstellung bei einer wohlhabenden Familie gefunden.«

»Du hast sie dort gelassen?«

»Sie sind alt genug und ich unterstütze sie beide finanziell.«

»Und Celia?«

»Celia ist gerade erst elf geworden. Unser Nesthäkchen. Wäre es nach ihr gegangen, wäre sie bei ihren Schwestern geblieben. Aber das konnte ich nicht verantworten.« Er presste die Lippen zusammen, aber er konnte nicht verhindern, dass sich eine Träne abnabelte und über seine Wange lief. »Vier Töchter habe ich gezeugt, vier. Und die einzige, die noch bei mir ist, hasst mich.«

Lucía rutschte von ihrem Sessel und kniete sich vor Agustín, nahm seine Hand. Fuhr zart mit dem Daumen über die Innenfläche, wie er es früher immer bei ihr gemacht hatte. Er musste es einfach erfahren.

»Fünf«, sagte sie leise.

»Wie bitte?«

»Du hast fünf Töchter, Agustín.«

Eine ganze Weile saßen sie einfach nur so da, er auf dem Sessel, sie auf dem Boden, und weinten, während Celia im oberen Stockwerk ein melancholisches Stück nach dem anderen spielte, als ob sie wüsste, dass sich unter ihr soeben ein emotionales Gewitter entladen hatte.

Alles war gesagt. Die Positionen ausgelotet, Wahrheiten gesprochen. Eine angenehme Leere löste die flattrige Unruhe ab, die Lucía bis eben den Atem genommen hatte. Sie standen bei Null.

»Wie heißt sie?«, unterbrach Agustín die Stille zwischen ihnen.

»Lucía, wie ich. Aber wir nennen sie Luz.«

»Das Licht ... War sie dir ein Licht, Mercedes?«

»Sie hat deine Augen. Sie hat mich jeden Tag ...« Ihre Stimme brach. »... an dich erinnert«, beendete sie den Satz wispernd, räusperte sich dann. »Sie ist eine wunderbare junge Frau, solch ein reines Herz. Steckt mit dem Kopf in den Wolken, redet mit Geistern und kann dir mit ihrem Lachen jeden Kummer nehmen. Sie tanzt.«

»Sie tanzt? Von mir hat sie das nicht.« Lucía glaubte, so etwas wie Stolz in seinem leisen Lächeln zu erkennen.

»Sie tanzt Flamenco. Schon seit sie klein war. Nun ist sie auf dem Weg, international bekannt zu werden.«

»Weiß sie ... weiß sie von mir?« Das Flehen in seiner Stimme tat weh. Lucía richtete sich auf, rieb sich die schmerzenden Knie und setzte sich zurück in ihren Sessel. Trank einen Schluck Kaffee, der bereits lauwarm warm, fast kalt. Und spürte die ganze Zeit über seinen Blick auf ihr ruhen, fühlte,

wie seine Präsenz sich mit ihrer mischte, wie sie wieder eins wurden. Das Schicksal hatte sie erneut zueinander geführt, sie waren für die Ewigkeit, so wie er es ihr immer gesagt hatte. Gemeinsam würden sie jedes Hindernis überwinden. Dieser Gedanke machte ihr Mut.

»Sie weiß von dir«, sagte sie mit fester Stimme. »Und als die ganze Wahrheit herauskam, ging sehr viel in die Brüche. Sie sieht keinen Vater in dir, was verständlich ist, und möchte dich auch nicht kennenlernen.«

Agustín senkte den Kopf. »Ich verstehe.«

»Aber ich bin sicher, dass ich irgendwie ein Treffen arrangieren kann. Und wenn sie erst einmal deine Bekanntschaft gemacht hat, wird sie dich mögen. Das verspreche ich dir.«